

**Katja Köhne**  
**Schwerin sehen und sterben**





## **Die Autorin**

Katja Köhne, geb. 1966, hat Skandinavistik in Kiel und Stockholm studiert, ist Wahlbremerin und bekenkende Leserratte. Ihre knapp bemessene Freizeit verbringt sie gern am Wasser. Am fiktionalen Schreiben gefällt ihr u.a., dass es sich unmittelbaren Kosten-Nutzen-Erwägungen entzieht.

Katja Köhne

# **Schwerin sehen und sterben**

Ein Krimi aus Mecklenburg-Vorpommern

Edition Falkenberg

Die Hansestadt Bremen, die Landeshauptstadt Schwerin und die Hansestadt Wismar sind real existent. Retrow, Retrow Ausbau und Neu Trampentin hingegen sind, ebenso wie die handelnden Personen, der Fantasie der Autorin entsprungen. Etwaige Ähnlichkeiten mit bestehenden Orten oder lebenden Personen wären insofern rein zufälliger Natur.

Titelabbildung: adobe stock/ hardyuno

1. Auflage 2025  
Copyright © Edition Falkenberg  
Bgm.-Spitta-Allee 31, 28329 Bremen

[produktsicherheit@edition-falkenberg.de](mailto:produktsicherheit@edition-falkenberg.de)

ISBN 978-3-95494-366-1  
[www.edition-falkenberg.de](http://www.edition-falkenberg.de)

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder irgendein anderes Verfahren) ohne schriftliche Erlaubnis des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Außerdem behält sich der Verlag die Verwertung des urheberrechtlich geschützten Inhalts dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor. Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

*Es gibt zwei Sorten Ratten: die hungrigen und die satten.*

Heinrich Heine

*Stellst du dir auch manchmal Fragen, die länger sind als ein Wort?*

Graffito im Bremer Viertel



## 1.

Weder die Rückenlehne noch die Sitzpolsterung konnten das Prädikat »ergonomisch geformt« für sich beanspruchen. Während der ersten Stunde war das noch kein Problem gewesen. Kurz nach der Abfahrt des Zuges hatte Hanno Wakenitz die Augen geschlossen und war in einen erholsamen Schlaf gefallen, aus dem ihn erst die Ankündigung des nahenden Umsteigehalts am Hamburger Hauptbahnhof weckte.

Nun aber wurde ihm das Sitzfleisch mürbe und die Zeit lang. Die Bahnfahrt von Schwerin nach Bremen war kein schneller Ritt. Gut zweieinhalb Stunden, sofern die Züge pünktlich fuhren. Aber Maras wegen unternahm er die Reise gern, mindestens einmal im Monat.

Einige Sitzreihen hinter ihm quengelten zwei Kinder ihre Eltern an. »Sind wir bald da?«

Hanno Wakenitz fühlte eine kurze Geistesverwandtschaft, die allerdings abrupt endete, als ein wilder Schrei das Großraumabteil durchdrang. »Nei-ein, lass das, das ist meins! Mama, Lucas hat mein Nintendo geklaut!«

»Schsch«, versuchte die Mutter zu intervenieren, während sich zu dem empörten Schreien ein ebenso vehementes Weinen gesellte. »Nicht hauen, Nico!«

Hanno Wakenitz seufzte. Wenn das Familienleben war, dann zog er ein Singledasein allemal vor. Beziehungsweise irgendetwas dazwischen.

Er und Mara bildeten keine Familie. Aber waren sie eigentlich ein Paar? Über die Art ihrer Beziehung befand sich Wakenitz im Unklaren. Vielleicht war eine Definition auch nicht notwendig. Dennoch hätte er, obwohl er sich dafür insgeheim einen Spießer schalt, gern genauer gewusst, woran er war.

Kennengelernt hatten sie sich auf eine Art und Weise, die unromantischer kaum hätte sein können: Mara hatte im Urlaub an der Ostseeküste einen toten Mann am Strand gefunden. Hanno Wakenitz, damals noch Kriminaloberkommissar, war seitens des Landeskriminalamts mit dem Fall befasst worden. Die Ermittlungen hatten sich über einige Monate hingezogen, in denen sie miteinander Kontakt hielten. Und als er den Fall dann nolens volens zu den Akten legte, hatte Hanno Wakenitz sich ein Herz gefasst und der Frau, die ihn gleich beim ersten Treffen beeindruckt hatte, einen Antrag gemacht. Einen Freundschaftsantrag, sozusagen. Sie hatten sich getroffen, viel geredet und gelacht, festgestellt, dass sie Anknüpfungspunkte jenseits des gemeinsamen Kriminalfalls hatten. Eins war zum anderen gekommen und sie zueinander. So nahe zueinander, wie es getrennte Wohnorte erlaubten: ihrer in Bremen, seiner in Schwerin. Eine Fernbeziehung, der klassischen Definition nach. Ob die Bezeichnung »Beziehung« zutraf, wusste Hanno Wakenitz allerdings nicht mit Sicherheit zu sagen.

Es war schön, mit Mara zusammen zu sein, sie harmonierten gut miteinander, im Bett und außerhalb. Aber was genau sie von ihm



wollte, ob sie überhaupt etwas von ihm wollte oder einfach nur die jeweilige Gemeinsamkeit des Augenblicks genoss, das war ihm auch nach fast zwei Jahren noch immer unklar. Plumpes Fragen verbot sich. Das machte ihm zu schaffen, wie er sich ehrlich eingestand. Schließlich war er Ermittler – einer, der wissen wollte, wie es um die Faktenslage bestellt war. Und der andererseits auch wusste, dass es die eine Wahrheit nicht gab, sondern dass Wahrnehmung höchst subjektiv ist. Für dieses Wochenende jedenfalls hatte er sich vorgenommen, etwas mehr Gelassenheit zu entwickeln und die Beziehungsfrage vorläufig ruhen zu lassen.

Er kehrte den eben noch grüblerisch nach innen gewandten Blick wieder dem Fenster zu. Felder, Gebüsch, umzäunte Wiesen flogen vorbei. Flaches Land, ein wenig wie auf den Bildern der Worpsweder Maler, der Himmel sehr hoch und von streifigem Blau. Wakenitz mochte die Weite, den Blick über die Marschwiesen, in denen das vormalige Moor noch erkennbar war. Besonders im Herbst, wenn diese Landschaft in Gelb-, Braun- und Rottönen regelrecht erglühete, begeisterte sie ihn.

Was war anders hier als in Mecklenburg-Vorpommern? Auch dort gab es Fläche und unverbaute Natur. Jede Menge Natur. Die Dimensionen waren weitläufiger: mehr Ackerland, Felder bis zum Horizont, die die ehemaligen landwirtschaftlichen Produktionsgemeinschaften noch erahnen ließen und nicht durch Hecken oder die anderswo im Norden charakteristischen Knicks unterbrochen

wurden. Mehr Nadelwald? Jedenfalls nicht so viele Birken wie in Bremen und umzu. Auch erschien Hanno Wakenitz die Mecklenburger Landschaft um Schwerin herum weniger flach als das Bremer Umland.

Rehe immerhin gab es hier wie dort regelmäßig auf den freien Flächen. Gerade wieder hoben zwei auf einer Wiesenfläche äsende Tiere die Köpfe, um neugierig zum Zug hinüberzuaugen. Der kurze Blickkontakt zum öffentlichen Fernverkehr brachte sie in keiner Weise aus der Ruhe. Noch aus dem Augenwinkel sah Hanno Wakenitz, wie sie sich nach der kurzen Unterbrechung sofort wieder der Nahrungsaufnahme widmeten. Prioritäten setzten, gewissermaßen.

Rechter Hand erschien kurz darauf ein Gebäude aus rötlichem Backstein mit hellgrauen Fensterrahmen. Oder waren sie eher in leichtem Mintgrün gehalten? Der zugehörige Schriftzug flog vorbei: Bahnhof Oberneuland. Die ersten Mitreisenden begannen, ihr Gepäck zusammenzusuchen. Einige Reihen hinter Hanno Wakenitz begann Nico mit seiner Mutter darüber zu diskutieren, ob es wirklich nötig war, zum Aussteigen die Schuhe anzuziehen, während der Vater versuchte, Lucas die Mütze aufzusetzen. »Nei-ein, das ist nicht meine Mütze«, hörte er mit halbem Ohr. »Die blöde Grüne will ich nicht! Das ist die von Nico. Meine ist die Rote mit dem bunten Bommel! Mama, Papa kennt meine Mütze nicht!«

Mit einem Knacken kündigte sich die Durchsage an: »Meine Damen und Herren, in Kürze erreichen wir Bremen Hauptbahnhof.

Wir verabschieden uns von allen Fahrgästen, die dort aus- oder umsteigen und wünschen Ihnen einen schönen Aufenthalt beziehungsweise eine angenehme Weiterreise. In Bremen haben Sie Anschluss an einen Intercity nach ...«

Links jetzt der Bürgerpark, dichter Baumbestand in Stadtrandlage. Der Zug drosselte die Geschwindigkeit, fuhr so an den Häuserzeilen vorbei, dass Hanno Wakenitz direkt in die Fenster der Bremer Häuser hätte schauen können. Sein Handy surrte. Neue Nachricht: »Stehe vor dem Überseemuseum und warte auf dich. Am Gleis zu voll. Bis gleich. Mara.« Hanno lächelte und griff nach seiner Reisetasche. Ein älteres Modell, der Trageriemen und die Kanten schon etwas abgewetzt. Halbleer, wie üblich. Er brauchte nicht viel für ein Wochenende. Reisen mit leichtem Gepäck, das war schon seit Jahren seine Devise. Ein Glas Sanddornhonig hatte er dabei, eine Ostseespezialität, die ihnen beiden schmeckte. Ansonsten nur das Notwendigste: Zahnbürste, Wechselwäsche, Buch.

Bahnsteig acht. »Sehr geehrte Fahrgäste, willkommen in Bremen. Der Ausstieg ist in Fahrtrichtung rechts.«

## 2.

»Am Samstagabend«, hatte sie gesagt, »so gegen zwanzig Uhr, wenn alle anderen vor dem Fernseher sitzen« – im Fachschaftsraum. Das war ein Angebot, das Joachim Rollin nicht ablehnen konnte. Sie war jung, frisch und begeisterungsfähig. Sie hatte Ideen und den Mut, gemeinsam etwas zu beginnen. Joachim Rollin fühlte, wie sein Leben sich noch einmal zu füllen begann. Dass er an einem Wendepunkt stand. Noch einmal. Wieder einmal. Am Samstagabend, im Fachschaftsraum Biologie der Regionalen Schule Retrow. Er würde da sein.

Tatsächlich war er fast eine Stunde zu früh vor Ort. Zuhause hielt es ihn nicht mehr, und er hatte beschlossen, noch im Lehrerzimmer vorbeizuschauen. Ab und zu lagen Informationen vom Ministerium in den Fächern, die – wenn es nach ihm gegangen wäre – vom Sekretariat per E-Mail hätten weitergeleitet werden können. Die könnte er kurz sichten, dann müsste er sich nicht zum Wochenbeginn damit befassen. Außerdem hatte er sich in den zurückliegenden Monaten zu viel in den eigenen vier Wänden aufgehalten. Sein Freizeitverhalten hatte sich verändert, seit er in keiner festen Band mehr spielte. Er hatte damit gerechnet, dass es nach der Trennung von Cordula viel nachzuholen gäbe. Tatsächlich aber blieb er in letzter Zeit zu oft einfach auf dem Sofa hocken. Das musste wieder anders werden.

Ein paar Zensuren könnte er noch eintragen ins Klassenbuch der 9b. Natürlich wurden – auf ausdrücklichen Wunsch der Schulauf-

sichtsbehörde – auch die Klassenbücher mittlerweile vorzugsweise digital geführt, aber Rollin wusste, dass der Schulleiter ein Freund der traditionellen Papierform war. Deshalb führte er seine Listen sicherheitshalber in beiden Formaten, als doppelte Buchführung gewissermaßen. Vorübergehend, bis auf Weiteres. So, wie er auch seine Tätigkeit ausübte.

Abends, wenn das Schulgebäude sich selbst überlassen war, kam dessen Eigengeruch wieder stärker zum Tragen. Ein Geruch nach Plastefußboden, Reinigungsmittel und alten Butterbrotten, dachte Rollin. Und nach noch etwas anderem, Undefinierbarem. Es war nicht nur der Angstschweiß zahlloser Schüler und der Stressschweiß der entsprechenden Lehrergenerationen, vermischt mit dem Dunst vergessener Turnbeutel. Die Ausdünstung kreidiger Tafellappen und der Staub auf zusammengerollten und seit Jahren nicht mehr benutzten Landkarten? Wie auch immer: Es war keine angenehme Mischung, die in der Luft hing und Rollin in die Nase stieg, nachdem er den Schlüssel im Schloss gedreht und die Schultür geöffnet hatte. Roch es womöglich sogar ein wenig angebrannt?

Rollin drückte auf den Lichtschalter, und mit einem feinen, hohen Sirren, das sich ins Trommelfell ritzte, ging das Flurlicht an. Die Röhren unter der Decke erinnerten ihn an die Neonlampen seiner Jugendzeit. Mittlerweile waren sie auf energiesparendere Leuchtmittel umgestellt. Die Optik aber war geblieben und auch die automatische Zeitschaltung. Der Flur war lang und wirkte

mit den in regelmäßigen Abständen rechts und links abgehenden Türen ausgesprochen monoton. Der Effekt wurde, ohne dass das notwendig gewesen wäre, durch die Farbgebung noch zusätzlich unterstützt. Die Wände waren in einem zwischen Beige und Hellgelb gehaltenen Ton gestrichen. An Bilderleisten aus glänzendem Leichtmetall hingen Schülerzeichnungen, alle in derselben Höhe, immer jeweils drei zwischen einer Klassenraumtür und der nächsten. Die Türen zu den Klassenräumen waren in glänzendem Mittelbraun gestrichen. Der Fußboden war graumeliert. Am Ende des Flures befand sich das zweite Treppenhaus. Das Lehrerzimmer lag im ersten Stock, in der Gebäudemitte. Rollin entschied sich, die hintere Treppe zu nutzen.

Kurz bevor er den Treppenabsatz erreichte, auf Höhe des Klassenraumes der 7a, erlosch das Licht. Die alle paar Meter angebrachten, grünlich leuchtenden Fluchtweghinweise erhellten das Gebäude nur spärlich. Der lange Flur hinter ihm war dunkel. Von irgendwo her meinte er ein schabendes Geräusch zu hören.

In Rollin regte sich eine archaische Furcht. Nicht, dass er bisher einschlägige Erfahrungen hätte machen müssen. Aus körperlichen Auseinandersetzungen hatte er sich sein Leben lang ganz überwiegend erfolgreich heraushalten können, und das mit gutem Grund. Nahkörpererfahrungen der erotischen Art waren eher sein Ding, und zwar bevorzugt solche, in denen er die Regie führte. Was hätte er jetzt für eine Taschenlampe gegeben!

Das finstere Schulhaus hatte plötzlich Thriller-Ambiente. Rollin konnte die Beklemmung nicht abschütteln: Er allein in diesem großen leeren Gebäude, in dem seine Schritte deutlich zu hören waren, obwohl er sich instinktiv bemühte, möglichst leise aufzutreten. Einem möglichen Angreifer, der sich hinter jeder der vielen Türen verbergen könnte, hätte er nichts entgegenzusetzen. Vor seinem geistigen Auge sah er die Szene: Die maskierte Gestalt, deren Augen im matten Widerschein der Notbeleuchtung mordlüstern glänzten. Die Hand mit dem Baseballschläger, der Pistole (mit Schalldämpfer!), dem Würgeband. Das leise Knarzen, mit dem die Tür vorsichtig weiter aufgeschoben wurde, Millimeter für Millimeter. Der Atem des Angreifers durch die Strumpfmassage, sein fester Griff um die Waffe, bereit zum Angriff. Rollin schwitzte.

Schon als Kind hatte er leere Gebäude und lange Flure unheimlich gefunden. Hallende Gänge, dunkle Ecken, funzeliges Minutenlicht, das auf Knopfdruck aufflackerte und unversehens wieder erlosch. Das monotone Geräusch eines tropfenden Wasserhahns aus einem Waschraum, dessen Tür halb offenstand. Überhaupt: angelehnte Türen, Türspalte, hinter denen sich Unbekanntes verbergen und plötzlich zum Vorschein kommen konnte. Ein blankes Messer. Eine blutige Leiche. Ein irrer Mörder. Psycho. Rollin fühlte, dass sein Hemd unter den Achseln zu kleben begann.

Als Jugendlicher hatte er gemeinsam mit einem Freund Gruselthriller geschaut und danach nächtelang Alpträume gehabt. Ob es

dem Freund ähnlich ging, ob auch er die aufgerissenen Augen des in der Isolation eines eingeschnittenen Hotels zunehmend dem Wahnsinn verfallenden erfolglosen Schriftstellers vor sich sah, die Axt in seinen Händen, mit der er dem eigenen Kind nachstellte? Ob auch er sich gruselte vor dem ganz offenbar ermordeten Zwillingsspärchen, das dem Kind in hellsichtigen Visionen erschien und es mit mantrahaft gemurmelten Worten in ein Zimmer zu locken versuchte, in dem sich Jahre zuvor ein ähnliches Gewaltverbrechen abgespielt hatte? Ob auch er im Traum den Blick wiederholte, der zuerst auf eine kahle Wand gerichtet war und von dort aus im Kreis ging, im Kreis, immerfort im Kreis?

Die Antwort kannte Rollin nicht, denn selbstverständlich war ein Gespräch darüber nicht in Frage gekommen. Krasser Film: klar. Angst: nein. Sie waren schließlich keine Weicheier. Mit dem Grusel und den furchteinflößenden nächtlichen Bildern blieb er allein. Wie zumeist mit seiner blühenden Fantasie, die ihn öfter auf Abwege, denn zu klaren Zielen geführt hatte. Vielleicht galt er auch deshalb im Freundes- und Bekanntenkreis als etwas wankelmütig und unbeständig. Tatsache war: Es trug ihn tendenziell öfter fort aus der Realität als andere. Aber vielleicht war das der Preis für seine Kreativität? Was wäre schließlich ein Künstler ohne Fantasie?

Da – war das ein Geräusch? Rollin zog die Schultern nach oben. Er hätte nicht herkommen sollen. Ein Rendezvous im abendlichen Schulgebäude – was für eine dämliche Idee! Als Rebekka das Treffen vorge-



schlagen hatte, war ihm das Setting noch aufreizend erschienen. Ein bisschen frivol, ein Hauch von Schulmädchen-Report. Er hatte sich vorgestellt, dass sie ihn im kurzen Rock und mit Kniestrümpfen erwartete, die Haare zu einem schwingenden Pferdeschwanz gebunden. Wie ein Neunziger-Jahre-Girlie. Sie war ja auch so jung wie er damals, zu Beginn seines Studiums. Seines dritten Studiums, um genau zu sein. Desjenigen, das er dann auch wirklich abgeschlossen hatte.

Sein Alter, immerhin, schien für Rebekka keine Rolle zu spielen. Die Initiative zu diesem Treffen war jedenfalls von ihr ausgegangen. Falsch: Vielleicht spielte das Alter eine Rolle. Vielleicht stand sie auf reife, lebenserfahrene Männer. Er war bereit. Womöglich trieb sie einen Schabernack mit ihm? Etwas Nervenkitzel als Vorspiel?

War seine Wahrnehmung vorher durch Panik beeinträchtigt gewesen, so lenkte ihn jetzt ein Zucken im Schritt ab. Wenn sie Katz und Maus spielen wollte – nur zu! Er würde ihr schon zu zeigen wissen, dass er ein Kater war, und was für einer. Einer, dem schon jetzt die Barthaare vibrierten. Und um das Mäuschen und dessen Vibrationen würde er sich gern und fachmännisch kümmern.

Da, erneut ein Geräusch! Es klang wie ein leichtes Klirren und schien aus dem ersten Stock zu kommen. Sekt? Vielleicht hätte er Blumen mitbringen sollen? Oder sollte er doch besser auf der Hut sein?

Rollin widerstand dem Drang, hinter sich zu schauen, schüttelte wie zur Selbstbestätigung den Kopf und beschleunigte seinen Schritt Richtung Treppe.

Betont leichtfüßig nahm er die Stufen zum ersten Stock und suchte, oben angekommen, kurz nach dem Schalter der Flurbeleuchtung. Wahrscheinlich wäre ihm der feine Lichtstreifen unter der Tür rechter Hand am Ende des Flures unter anderen Umständen gar nicht aufgefallen. Aber jetzt überraschte er ihn. Das war doch nicht der Biologieraum? Gab es eine Planänderung? Er näherte sich lautlos und erwartungsfroh und zog dann schwungvoll die Tür auf.

### 3.

Jannis hatte die Anleitung im Internet gefunden. Ganz legal angeblich. Nicht gerade auf der »Mein schönstes Hobby«-Seite, aber ohne viel Suchen, wie er Torsten erzählte. Verfügbares Alltagswissen für den, der wusste, was er wollte. Und jetzt könnten sie ihr Wissen doch einmal praktisch anwenden. Experimentell überprüfen quasi. Es wäre ja keine wirkliche Droge, was sie da herstellten, sondern eher eine Art Kristallsalz. Und wenn es schiefginge, hätten sie jedenfalls ein bisschen Spaß gehabt. War ja sonst nichts los. »Komm, Mann. Wenn du wirklich was mit Chemie machen willst, dann ist das doch die beste Gelegenheit zum Üben.« Und so weiter. Torsten war nicht überzeugt gewesen, hatte Bedenken gehabt, dann aber eingewilligt. Das tat er immer, wenn Jannis ihn lange genug bearbeitete.

Jannis Markmann war noch nicht lange auf der Schule. Erst im Februar des Vorjahres war er mit seiner Mutter nach Mecklenburg-Vorpommern gezogen. Aus Berlin oder Bernau oder so. Das war etwas unklar, ebenso wie die Umzugsgründe. Von einer Trennung der Eltern, davon, dass der Vater eine Haftstrafe verbüße, von unmöglich hohen Mieten in der Hauptstadt, von besserer Luft auf dem Lande war die Rede gewesen – je nachdem, wer etwas zu wissen glaubte und über die Hintergründe spekulierte. Jannis selbst gab sich zugeknöpft. Tatsache war, dass er mit seiner Mutter zu deren Eltern gezogen war, die im Nachbarort wohnten. Kurze Zeit später war sein Opa verstor-

ben. Jetzt wohnten sie zu dritt in dem Haus in Retrow-Ausbau. Während sich die Oma um Haushalt und Garten kümmerte, war Jannis' Mutter viel unterwegs. Torsten gegenüber hatte Jannis klargestellt, dass er über die Vergangenheit nicht reden wollte und dass es über die Gegenwart wenig zu sagen gab. Kein Thema.

Sie hätten unterschiedlicher kaum sein können. Torsten war ein Eigenbrötler, ein Einzelkind, einer, dem das Lernen leichtfiel, der deshalb als Streber galt und zu seinen Mitschülern keinen rechten Zugang fand – ebenso wenig wie sie zu ihm. Er galt als arrogant und verschlossen. Sein Besserwisser-Image wurde durch die Tatsache, dass manche Lehrkräfte ihn gezielt als Nachhilfeunterstützung einsetzten, nicht verbessert. Torsten Wiatlowski war uncool. Punkt. Dass er dem Neuen als sogenannter Lernpate bei der Eingewöhnung beistehen sollte, war keineswegs überraschend. Dass Torsten und Jannis einen Umgang miteinander fanden, der sich, von außen betrachtet, wie Freundschaft ausnahm, schon.

Jannis hatte schnell durchschaut, wie der Hase lief. Und Torsten als Paten zu bezeichnen, war ungefähr das Lächerlichste, was er seit langem gehört hatte. Getoppt nur von der Tatsache, dass seine Oma darauf bestand, sein Bett mit Mickey-Mouse-Bettwäsche zu beziehen, von der sie gleich drei Sets gekauft hatte, als er und seine Mutter zu ihr und Opa zogen. Es war ihre Art von Fürsorge. Gut gemeint, schlecht gemacht. Wie so vieles in seinem bisherigen, gut sechzehn Jahre langen Leben.

Jannis' bisheriger Lebens- und Bildungsweg war von vielem, aber nicht von Kontinuität geprägt, und seine Schullaufbahn verlief – da waren sich sämtliche seiner zahlreichen Lehrkräfte einig – nichts Gutes. Drei Schulwechsel in fünf Jahren, eine Ehrenrunde in Klasse 7, und auch das Zeugnis der zuletzt besuchten Schule sah nicht rosig aus. Jannis' Mutter wurde nicht müde zu betonen, ihr Sohn sei nicht dumm, nur schrecklich faul. Und er solle sich nicht die Zukunft verbauen, sondern seine Möglichkeiten endlich nutzen.

Bei der Platte schaltete Jannis auf Durchzug. Wenn alles so lief, wie er sich das vorstellte, würde er die Schule zum Sommer verlassen. Es ging darum, Fünfen und Sechsen zu vermeiden, jedenfalls in den Hauptfächern. Dann konnte er ohne Prüfung die Berufsreife erhalten und damit einen formalen Schulabschluss. Seiner Mutter und seinen Großeltern war das wichtig. Ingeheim träumten sie immer noch davon, dass er eines Tages das Abitur machen würde. Auf jeden Fall – das war ihre Vorstellung vom Glück – sollte er eine Lehre beginnen, ein nettes Mädchen treffen, eine Familie gründen.

Nichts von alledem interessierte Jannis. Ok, gegen Mädchen hatte er nichts. Aber »nett«? Außer seiner Oma und seiner Mutter kannten wahrscheinlich alle den Spruch von der kleinen Schwester ... Er wollte so schnell wie möglich Ruhe haben vor seiner Familie und zurück in die Großstadt. Die dörfliche Enge erdrückte ihn. Bis zum Ende des Schuljahres im nächsten Sommer würde er noch durchhalten müssen, das war ihm klar. Dass danach auch bis zur Vollendung des achtzehn-

ten Lebensjahres formal noch die Schulpflicht galt, juckte ihn nicht. Wer kontrollierte das? Kein Hahn krächte danach. Es ging nur darum, noch ein paar Monate die Zähne zusammenzubeißen und sich gleichzeitig möglichst gut auf das vorzubereiten, was danach kam. Das war sein Plan.

Und Torsten, der naive Streber, war für ihn unverhofft das große Los. Vor allem, als zwischenzeitlich die Schulen geschlossen blieben, hatte er von dessen Unterstützung profitiert. Hausaufgaben – sofern es überhaupt welche gab – schrieb er ab, bei Torsten oder auf einschlägigen Websites. Tatsächlich stellten manche Lehrkräfte exakt die Fragen, die in Internetforen als Beispielaufgaben kursierten. Billig, fand Jannis. Na ja: gut und billig. Ihn interessierte wenig, was er da in Mathe, Deutsch oder Englisch abkupferte. Hauptsache, die Zensuren fielen so aus, dass Mutter und Großeltern zufrieden waren. Dass er viel mit Torsten abhing, schien seiner Familie auch zu gefallen. »Ein netter Junge«, hatte seine Oma nach kurzer Inaugenscheinnahme befunden, als Torsten ihn einmal mit dem Fahrrad abgeholt hatte. Dass Torsten ein Langweiler war, dem seine Mutter Bügelfalten in die Jeans bügelte und der sich mehr für Primzahlen als fürs Poppen interessierte, lag außerhalb von Omas Horizont. Gut so. Sie hatte den akkuraten blonden Seitenscheitel gesehen und Torstens höfliches Grüßen gehört. Das war der Umgang, den sie sich für den Enkel wünschte, der lange genug auf der schiefen Bahn unterwegs gewesen war. Jannis machte das Beste draus. Er war ja schließlich kein Anfänger.

#### 4.

Sie waren zu zweit. Der kleine Blonde, den er zunächst von hinten sah, bei dem es sich aber nur um Torsten mit dem komplizierten Nachnamen handeln konnte, fummelte an einer Apparatur herum, die – Rollins Kenntnisse der Chemie waren begrenzt – mindestens einen Bunsenbrenner, mehrere Glaskolben und eine Schlauchzuleitung umfasste. Der Größere, Kräftigere, der bei seinem Eintreten herumfuhr, war Jannis Markmann. Rollin sah direkt in seine weit aufgerissenen Augen – Panik? Amphetamine? Beides? – und hätte den Raum gern wieder verlassen, ohne das dortige Treiben zur Kenntnis nehmen zu müssen. Dafür war es nun zu spät. Er musste etwas sagen. Bevor er aber den Mund öffnen, ja, sich auch nur räuspern konnte, war Jannis bei ihm, versperrte ihm den Weg und die Sicht. »Am besten, Sie gehen wieder und haben nichts gesehen«, sagte er.

Er hielt etwas in der Hand, das Rollin nicht klar erkennen konnte. Einen Schraubenschlüssel? Einen Schlagstock? Jetzt fiel Rollin auch der leicht verbrannte Geruch auf, den er schon unten im Flur wahrgenommen hatte. Angeschmortes Gummi? Was war hier los?

»Sie gehen jetzt besser«, wiederholte Jannis und trat einen weiteren Schritt auf ihn zu. Rollin widerstand der Versuchung, einfach umzudrehen und die Flucht anzutreten, wich aber vorsichtig zurück. Dem Angreifer nie den Rücken zukehren, kam es ihm unvermittelt in den Sinn. Blickkontakt halten. Nicht provozieren. Um Hilfe rufen. Um Hilfe rufen? Er machte einen zweiten Schritt rückwärts oder vielmehr:

er hätte ihn gemacht, wäre da nichts auf dem Boden gewesen. Ein Tafelschwamm, ein nachlässig hingeworfenes Kreidestück – genug, um kurz aus dem Tritt zu kommen. Rollin rutschte aus, stolperte gegen die Tafel und fiel nach hinten. Mit dem Nacken schlug er auf die spitze Kante der metallenen Tafelrinne, rutschte seitlich an ihr entlang und sackte zu Boden. Sein Hinterkopf schlug hart auf. Aus einer Wunde sickerte, nein, strömte Blut.

»Oh fuck«, sagte Jannis.

Torsten hatte reglos zugeschaut. Er knetete seine Hände, die in transparenten Gummihandschuhen steckten. Reine Vorsichtsmaßnahme, wegen der Chemikalien, hatte er Jannis gesagt. Jetzt war er froh, dass er jedenfalls keine Fingerabdrücke hinterlassen hatte. »Lass uns abhauen«, sagte er leise.

»Keine Panik, Alter!«, antwortete Jannis. Seine Stimme klang etwas höher als sonst. »Ist nur 'ne Platzwunde. Plus Gehirnerschütterung. Wenn wir Glück haben, kann er sich beim Wachwerden an nichts erinnern. Oder soll ich sicherheitshalber nochmal nachhelfen?«

»Auf keinen Fall!«, schrie Torsten panisch. Er stand schon an der Verbindungstür zum Vorbereitungsraum, so weit wie möglich von Jannis und dem am Boden liegenden Lehrer entfernt. Aus dieser Perspektive konnte er Rollins Beine und Füße erkennen. Stonewashed-Jeans und dunkelgrüne Sneakers. Nicht, dass sich Torsten um Klamotten scherte, aber diese Aufmachung an einem Mann, der mindestens dreimal so alt war wie er selbst, kam ihm unpassend vor.



Zum Glück war von hier aus die rote Lache verborgen, die zum sorgfältigen Outfit des Mannes so gar nicht passte und ihm die modische Klamotte nachhaltig versauen würde. Torsten konnte kein Blut sehen. Wenn er nur daran dachte, begannen seine Hände zu kribbeln und sein Magen zu drücken. Er wollte nur eines: weg, und zwar so rasch wie möglich. Deshalb hatte er die Tür zum Vorbereitungsraum weit aufgezogen. Nicht nur, weil so der Fluchtweg offenstand, sondern auch, um vor dem Blick des Lehrers, sollte dieser unversehens die Augen aufschlagen, möglichst geschützt zu sein. Auch Jannis, der immer noch neben dem liegenden Mann zu stehen schien, sah er von hier aus nicht. Er hörte nur das Krachen, als etwas Schweres zu Boden fiel, und danach ein Scheppern von berstendem Glas. Plötzlich stand Jannis neben ihm. Torsten zuckte zusammen. Dann rannte er los.

## 5.

Der Mann war übel zugerichtet, und Hausmeister Bruno Kurzhals stellte fest, dass er weder Bedauern, geschweige denn Mitleid deswegen empfand. Eher schon einen Anflug von Selbstmitleid darüber, dass ausgerechnet er es sein musste, der ihn fand. Denn einen schönen Anblick bot Joachim Rollin nun wirklich nicht mehr, wie er da inmitten verschmierter Blutspuren vor der Tafel des Chemieraums lag. Das Gesicht war verkrampft, die Hände waren ineinander verkrallt, und den roten Flecken und Schlieren am Boden nach zu urteilen musste er sich eine Weile hin und her gewälzt haben. Womöglich hatte er instinktiv unter dem Pult Schutz suchen wollen, denn die Blutspuren zogen sich über einen guten halben Meter durch den Raum über das hellgrau melierte Linoleum. Oder jemand hatte ihn aus dem Eingangsbereich gezerrt. Und überall zersplittertes Glas. Da war jedenfalls eine gründliche Reinigung fällig.

»Verfluchte Sauerei!«, murmelte Kurzhals vor sich hin, während er vorsichtig tapsend den Rückzug antrat.

Dass etwas nicht stimmen konnte, wenn am Samstagabend um halb acht im ersten Stock des Schulgebäudes Licht brannte, das hatte er sich wohl denken können. Während des Abendbrots (Leberwurststulle, Zwiebelmett, Frikadelle, saure Gurke und zwei Lübzer) hatte er beiläufig den Blick vom Fernseher gewandt und über das angrenzende Schulgelände geschaut, neben dem seine Dienstwohnung lag. Im Chemieraum waren wie üblich die Jalousien vorgezogen, aber

dahinter war eindeutig ein Lichtschein zu sehen. Brummelnd hatte er das Bier geleert, den Schlüsselbund vom Haken genommen und die Lederweste übergezogen. Den Fernseher ließ er laufen – lange würde es hoffentlich nicht dauern. Eben als er das Haus verlassen wollte, um nach dem Rechten zu sehen, spürte er, dass die Blase drückte. Das Bier. Na, soviel Zeit musste sein.

Wahrscheinlich hatte wieder eine der Putzfrauen vergessen, das Licht zu löschen. Früher hatte er die Frauen mit Namen gekannt, eine sogar ein bisschen besser als die anderen, aber seit die »Dienstleistung ausgegliedert war«, wie das im Amtsdeutsch hieß, und ständig neu vergeben wurde, hatte er keinen Überblick mehr. Zuletzt hatte er sogar eine Frau mit Kopftuch angetroffen, die eifrig den Wischmopp schwang, aber auf seine Fragen nach dem Woher und Wohin nur lächelte und keine Antworten gab. Wahrscheinlich hatte eine von denen vergessen, das Licht zu löschen. Wo die herkamen, gab es wohl noch keinen Strom aus der Steckdose, dachte Kurzhals grimmig. Und mit der Sauberkeit im Gebäude stand es auch nicht zum Besten, seit die neue Putztruppe im Einsatz war. Kamen die überhaupt noch regelmäßig ins Schulgebäude? Diese Schulschließungen immer wieder hatten alles aus dem Lot gebracht. Kein Mensch konnte sich mehr aus. Angeblich war jetzt alles wieder normal. Aber das mit der Putzerei müsste er mal überprüfen und gegebenenfalls Kallzuweit, dem Schulleiter, Bericht erstatten. Dass immer alles an ihm hängenblieb!

Und jetzt diese Sauerei. Rollin. Der blöde Pinsel, den er gefressen hatte, spätestens seit der Sache auf dem Schulhof. Er hatte überhaupt nichts von dem Mädchen gewollt. Aber eine Lektion musste er ihr doch erteilen. Tat ja sonst keiner. So, wie die heutzutage herumlaufen, die kleinen Nutten. Die wollten es doch nicht anders, so wie sie sich anzogen. Oberteile, die knapp die Brust bedeckten, Ringe im Bauchnabel, und hinten aus den tiefsitzenden Hosen schaute die Unterwäsche heraus. Er hatte auf seine Chance gewartet. Die kleine Blonde, die oft noch ein paar Minuten länger hinter dem Fahrradständer stehen blieb, um eine Zigarette zu rauchen, hatte er im Visier. An jenem Dienstag kam er endlich zum Zuge. Nach dem zweiten Klingeln verschwanden alle im Schulgebäude. Nur die Kleine stand noch da und zog an ihrer Kippe. Blitzschnell war er bei ihr, packte sie am Arm und riss ihr die Zigarette aus der Hand. »Hier wird nicht geraucht«, herrschte er sie an. So verängstigt, wie sie vor ihm stand, gefiel sie ihm noch besser. Er versuchte, sie in Richtung Wand zu drängen. »Wie läufst du überhaupt rum«, wollte er sagen. »Zieh dir mal was über. Komm mit in meine Wohnung, da frierst du nicht, ich habe –.« Aber bevor er den Mund aufmachen konnte, stand plötzlich der Musiklehrer da. Der neue Kollege, der Wessi. Was denn hier los sei? Ob es ein Problem gäbe? Dabei schaute er immerzu die Schülerin an. Anstatt ihn, Kurzhals, zu fragen, der ja schließlich hier für Ordnung sorgte. Die kleine Blonde hatte Rollin angelächelt und »Alles in Ordnung!« gezwitschert und war dann

rasch in Richtung Schulgebäude verschwunden. Er und der Lehrer blieben zurück. An den genauen Wortlaut erinnerte sich Kurzhals nicht mehr, wohl aber, dass Rollin ihm gedroht hatte, er solle die Finger von Minderjährigen lassen. Als wenn er einer von diesen Kinder- wäre! Kurzhals konnte das Wort noch nicht einmal denken, ohne rot zu werden. Aber er wusste: Widerspruch war zwecklos. Er duckte sich weg und hasste Rollin noch mehr als vorher. Ging ihm aus dem Weg, vermied den Kontakt, wo er nur konnte. Der Kerl hatte etwas gegen ihn in der Hand.

Aber selbst war der blöde Bock der neuen Kollegin hinterhergestiegen, dieser Referendarin, die sich auch für etwas Besseres hielt. Ihn, Kurzhals, hatte sie kaum angeschaut, als er versucht hatte, mit ihr ein Gespräch anzufangen. Natürlich war auch damals Rollin aufgetaucht, hatte ihn zur Seite gedrängt, die Referendarin untergehakt und war mit ihr davonspaziert. Ob der Kerl ihn absichtlich verfolgte? In der Hofpause liefen Rollin und die junge Frau auf und ab und waren so ins Gespräch vertieft, dass sie um sich herum gar nichts anderes mehr wahrnahmen. Ab und zu warf sie den Kopf in den Nacken und lachte ein helles Lachen, das für Kurzhals irgendwie hämisch klang. Ob sie über ihn sprachen? Einmal meinte er gehört zu haben, wie Rollin etwas sagte, das so klang wie »Bei dem ist wohl nicht nur der Hals kurz«. Er hasste den Mann.

Und jetzt das: Der Modeaffe hier vor ihm auf dem Boden. Der Weiberheld. Tja, so wie der aussah, konnte von Traumprinz keine

Rede mehr sein. Was machte der am Wochenende in der Schule? Und noch dazu im Chemieraum? Der Kerl war doch Musiker. Jedenfalls spielte er sich immer damit auf, dass er Gitarre zupfen konnte. Verflucht nochmal! Und wegen dem war jetzt das Wochenende im Eimer. Er würde erst Kallzuweit, dann die Polizei anrufen. Oder müsste er erstmal den Notarzt verständigen? Wahrscheinlich war da ohnehin nichts mehr zu machen. Kurzhals knurrte. Er bemühte sich, möglichst lautlos aufzutreten, um den Chemieraum zu verlassen und sich langsam Richtung Treppenhaus zu bewegen. Rollin sah nicht gut aus, und er verspürte wenig Neigung, demjenigen, der diesen Zustand verursacht hatte und der sich womöglich noch im Schulgebäude aufhielt, persönlich in die Quere zu kommen. Er stand schon an der Tür, als er hinter sich ein Geräusch hörte. Blitzartig fuhr er herum.

## 6.

Sie lagen in Maras Bett unter der Dachschräge, verschwitzt und befriedigt. Mara spürte die Feuchtigkeit zwischen den Beinen, ihren und Hannos Saft, der langsam aus ihr herausrann. Draußen begannen Regentropfen auf die Dachpfannen zu fallen, erst vereinzelt, dann immer zügiger, bis sie ein regelmäßiges Trommelmuster bildeten. Hanno hatte den Arm auf ihre Schulter gelegt und klopfte den Rhythmus mit den Fingerspitzen nach. Mara seufzte zufrieden.

»Wenn ich Raucherin wäre«, sagte sie, »dann würde ich mir jetzt eine anzünden. Du weißt schon: Die Kippe danach. Liberté und so.«

»Wenn du im Bett rauchen würdest«, entgegnete Hanno, »müsste ich mit Maske schlafen. Oder im Katzenbett.«

»Katzenbett?«, echote Mara. »Was soll das denn sein?«

»Na, Katzentisch, Katzenbett...«

»Soso, und dann ein Katerfrühstück? Apropos: Was hältst du von Frühstück im Bett?« Mara erhob sich in halbsitzende Position und schaute fragend auf ihn herunter. »Kaffee, Toast und frische Erdbeermarmelade hätte ich im Angebot. Selbst gekocht. Mit Minze und Banane.«

»Mmm«, machte Hanno. »Und gibt's auch ein paar frische Vitamine dazu? Gern in flüssiger Form?«

Seit er sich selbst zu Weihnachten des vergangenen Jahres eine Saftpresse geschenkt hatte, war sein Orangen-, Grapefruit- und Granatapfelkonsum sprunghaft gestiegen. Zum einen hoffte er, auf diese

Weise sein Immunsystem zu stärken, zum anderen machte ihm die Zubereitung einfach Spaß.

Mara hatte ihn anfangs damit aufgezogen, ob das Saftpressen wohl eine sportliche Ersatzhandlung sei. Statt Fitness-Studio: Pressen statt Stemmen? Aber tatsächlich schmeckten die frischen Vitamingetränke auch ihr. Eine eigene Presse allerdings wollte sie sich deshalb nicht zulegen. In ihrer überschaubar kleinen Küche hätte auch der Platz dafür gefehlt. Immerhin kaufte sie an den Wochenenden, an denen Hanno zu Besuch kam, regelmäßig regionale Obstsäfte. Ihr Lieblingsstand auf dem Wochenmarkt bot Auswahl und Abwechslung. Heute war Birne-Wacholder im Angebot.

Sie rollte an die Bettkante, gab Hanno, der sich die Decke bis über das Kinn hochzog, einen Kuss auf die Nasenspitze und stand auf. Ihr alter Morgenmantel, ein großblumig gemustertes Ungetüm aus Frotteestoff, hing neben der Treppe. Mara schlüpfte hinein, wickelte sich den Gürtel zweimal um die Taille, knotete ihm fest und stieg, indem sie die Seiten wie Rockschoße hochhob, die Treppe ins Erdgeschoss hinunter. Hanno seinerseits verkroch sich noch einmal in der Bettwärme.

Während das Kaffeewasser sich langsam im Kocher erhitzte, schaute Mara durch das Wohnzimmerfenster hinaus in ihren kleinen Garten. Eigentlich war er kaum mehr als ein begrünter Hinterhof mit ein paar Beerensträuchern, einem Hochbeet, in dem sie ihre frischen Kräuter zog und einer kleinen Rasenfläche, auf der im Frühjahr und